



Beim traditionellen Rattenfängerspiel auf der Terrasse des Hochzeitshauses gab es auch einen Prolog auf Esperanto.

Foto: Matthias Waldeck/Dewezeit

Rattenfänger auf Esperanto

Die vor 120 Jahren mit großen Erwartungen ins Leben gerufene internationale Kunstsprache wird in Deutschland von 1600 Aktiven gesprochen. In Hameln trafen sich die Esperantisten zu ihrem Jahrestag, um die Vorzüge und Lebendigkeit der Sprache zu preisen.

VON HARALD BISKUP

Dominik ist einer der ganz Konsequenteren. Als sich bei einem Arbeitsgruppentreffen am Vormittag sein Smartphone dezent im Flugmodus meldet, begrüßt er die Anruferin nach einem Blick aufs Display nicht etwa mit „Hi“ oder „Hallo“, sondern streng regeltreu, wie er es schon im Einführungskurs gelernt hat, mit „Salute Marie“. Und Nachzügler, die im Unterrichtsraum 1.02 noch einen freien Stuhl suchen, dirigiert er in der Konferenzsprache auf ihren Platz. Ungefähr 170 Aktive des Deutschen Esperanto-Bundes haben sich zu ihrem Jahrestag versammelt, der diesmal in Hameln an der Weser mit seiner herausgeputzten Fachwerk-Altstadt stattfindet. Auf die Rattenfänger-Stadt ist die Wahl gefallen, weil die dortige Ortsgruppe mit dem beziehungsreichen Namen „Ratkaptista Bando“ (Rattenfänger-Gruppe) als besonders aktiv gilt.

„Was? Das gibt es im Internet-Zeitalter noch?

Hamelner Passanten

teratur ins Auge springt, zeigen

zeitshauses in der Puppenstuben-Altstadt wird die uralte Geschichte vom Hameler Rattenfänger aufgeführt, der die lästigen Nager mit seinem Flötenspiel angelockt hat. Und der Prolog wird diesmal nicht nur auf Englisch, Französisch, Niederländisch und Polnisch vorgetragen – sondern ganz selbstverständlich auch auf Esperanto. Das seltsame Idiom klingt in vielen Besucher-Ohren fremd, fast exotisch. „Hört sich wie Spanisch und Italienisch zusammengemixt an“, findet ein Ehepaar aus Herford.

Esperanto? Der Hotelier im kleinen Nachbarort Emmerthal kann nicht mal mit dem Begriff etwas anfangen. „Nie gehört. Ist das eine neue Sekte oder irgend so eine verrückte Extremsportart?“ Gespräche mit Passanten, denen in der Hamelner Fußgängerzone ein liebenvoll dekoriertes Fenster der Buchhandlung mit Esperanto-Li-

die zerstrittene Menschheit einen können, inspiriert war. „So naiv sind wir nicht“, wehrt sich Louis von Wunsch-Rolshoven, der freundliche, blitzgescheite und mehrsprachige Vordenker des Verbandes mit aktuell etwa 1600 Mitgliedern in Deutschland und einigen Millionen weltweit.

Den immer wieder zu hörenden Einwand, Esperanto sei doch weit zurückgeblieben hinter seinem ursprünglich avisierten Siegeszug, mag „Lu“, wie ihn hier alle nennen, nicht gelten lassen. „Go-Spielen und Jollen-Segehn ist auch nicht unbedingt massentauglich.“ Natürlich sei es nicht hilfreich für das Image der Sprache, dass Esperanto von „eigentlich klugen Leuten“ als „Unsprache“ (Martin Walser) oder als „Nicht-Sprache“ (der Linguist Noam Chomsky) bezeichnet worden ist. Der Publizist Wolf Schneider, der sich als Sprach-Vorbild einer ganzen Journalisten-Generation betrachtet hat, qualifizierte Esperanto als tote Sprache ab, weil es angeblich keine Redensarten, keine Witze und noch nicht mal Flüche hervorgebracht habe. „Alles totaler Un-

ist zu hören, sei durchaus das deutsche A-Schimpfwort gebräuchlich. Und „idioto“ sei als „Slang-Wort“ auch nicht unbekannt. Wie es überhaupt landestypische Wortschöpfungen gibt, die Puristen freilich zuwider sind, weil sie die weltweite Verständlichkeit einschränken.

Immerhin etwa 20 Prozent des Esperanto-Wortschatzes gehen auf deutsche oder germanische Sprachwurzeln zurück, 60 bis 70 Prozent der Wörter sind romanischen Sprachen entlehnt, der Rest hat slawische Wurzeln.

Ein paar mutige Hamelner trauen sich in Veranstaltungen, die „offen für alle“ sind. Zum Beispiel zu einer Info-Runde mit Gunter Neue, dem die vermeintliche Kunstsprache, die er lieber als „geplante Sprache“ bezeichnet, seit 30 Jahren zur Herzensangelegenheit geworden ist. „Von wegen künstlich. Es gibt nichts, was sich auf Esperanto nicht ausdrücken ließe.“ Er preist als Vorzüge die leichte Erlernbarkeit, die Internationalität und die Neutralität, womit er meint, dass man sich mit Esperantisten aus aller Welt auf gleicher Basis unterhalten kann.

anstellen, Einfügen oder Anhängen von Silben. Ganz ohne Regeln funktioniere es freilich nicht. Das „Tolle an unserer Sprache“ sei jedoch, schwärmt der Mann, der an Volkshochschulen, in örtlichen Esperanto-Gruppen und bei regionalen Treffen sein Wissen weitergibt, dass Esperanto „voll phonetisch“ ist: Es gibt 28 Buchstaben und 28 Laute. Im Englischen muss

„Meine Mutter redete nur Esperanto“

Helmut Klünder

man alles doppelt lernen, wie man ein Wort schreibt und wie man es ausspricht.“

Die potenziellen Neu-Esperantisten erfahren, dass alle Substantive auf -o enden und dass der Plural durch ein angehängtes -j gebildet wird. In drei, höchstens vier Wochenendkursen seien die meisten so fit, dass es für einfache Unterhaltungen reicht. Zu den wunderbaren Tricks, die freilich vielen Philologen ein Graus sind, weil sie ihnen primitiv erscheinen, gehört die Wortbildung durch simple

stammel“. Vom Gegenteil kann man sich in Hameln überzeugen, zumal viele Teilnehmer fast jede Minute des Treffens zur praktischen Sprachanwendung nutzen. „Für viele ein wichtiger Grund zu kommen“, sagt Organisator von Wunsch-Rolshoven.

Das Klönen findet Helmut Klünder noch wichtiger als die „klugen Diskussionen“. Er gehört zu einer gar nicht so kleinen Species, erzählt der 67-jährige IT-Spezialist aus dem Münsterland. „Ich bin ein sogenannter Muttersprachler.“ Und das im Wortsinn. „Meine Mutter redete nur Esperanto mit mir, Vater deutsch.“ Bis er in die Schule kam, war er in Esperanto, das schon der Großvater gepflegt hatte, fast fester als im Deutschen. Als er sich später in eine Polin verliebte, war die beiden vertraute Sprache die Brücke. Natürlich freute es ihn, dass Sohn Niels mit 16 anfangt, Harry Potter in Esperanto zu übersetzen.

Es gebe keine vernünftigen Übersetzungen und schon gar keine eigene Literatur – das sei „noch so ein Ammenmärchen“, sagt von Wunsch-Rolshoven bei der am Ende des zweitägigen Dichterseminars

sabeth-Selbert-Schule, einer Berufsschule für angehende Bäcker gleich neben der ehrwürdigen Münsterkirche St. Bonifatius. Man fühlt sich an frühe Delegiertenversammlungen der Grünen erinnert, vereinzelt prangen an selbst gestrickten Pullis die alten Anti-Atomkraft-Button. Die Generation 50 plus überwiegt, hier und da wird während der Referate und Diskussionen die Häkelnadel ausgepackt. Die Atmosphäre ist freundlich-vertraut, beinahe familiär, natürlich ist man per du. Es gibt zwar eine Art Tagesordnung, aber die wird nicht strikt eingehalten. Spontane Meetings sind durchaus okay, auch wenn sie den Fahrplan ab und zu durcheinanderbringen. Ein Hauch von Basisdemokratie bestimmt die Atmosphäre. Wer Lust hat, einen Vortrag zu halten, ist als Redner willkommen. Kurze Ankündigung mit Name und Thema per Mail reicht.

Am ersten Kongresstag bekommen auch Einheimische und Touristen etwas mit vom „Germana Esperanto-Kongreso en Hameleño“. Auf der Terrasse des Hoch-

Hamelner Passanten

teratur ins Auge springt, zeigen sich überrascht. „Was, das gibt es im Internet-Zeitalter immer noch?“ Wo doch fast jeder Englisch spreche.

Den Organisatoren des Kongresses, des immerhin 92. Treffens in der langen Geschichte des Esperanto-Bundes, ist natürlich bewusst, dass ihr Hobby kein Massenphänomen ist und vermutlich nie dazu werden wird. Dass sich „das Projekt einer gemeinsamen internationalen Sprache bisher nicht ganz im Sinne des Ideengebers durchgesetzt hat“, wie es Tjark Bartels, Landrat des gastgebenden Kreises Hameln-Pyrmont in einem Grußwort diplomatisch ausdrückt (siehe Infobox). Und natürlich kennt man nur zu gut die Vorbehalte und Vorurteile. Zum Beispiel, dass Esperanto, manchmal sogar von wohlmeinenden Zeitgenossen als Frieden schaffende Universalsprache bezeichnet wird, weil ihr Begründer Ludwik Zamenhof im 19. Jahrhundert von der Vorstellung einer Sprache, die

Sprache ab, weil es angeblich keine Redensarten, keine Witze und noch nicht mal Flüche hervorgebracht habe. „Alles totaler Unsinn“, kontert bei einer spontanen OpenAir Runde auf dem Schulhof Gunter Neue, ein erfahrener Esperanto-Vermittler aus Marburg. In deutschen Esperantisten-Kreisen,

leichte Erziehbarkeit, die Internationalität und die Neutralität, womit er meint, dass man sich mit Esperantisten aus aller Welt auf gleicher Augenhöhe unterhalten könne. Neue unternimmt einen kleinen Spaziergang durch die Esperanto-Grammatik und das geniale Wortbildungs-System durch Vor-

buch-Tricks, die freilich vielen Philologen ein Graus sind, weil sie ihnen primitiv erscheinen, gehört die Wortbildung durch simplen Silben-Einsatz. Neue präsentiert den verblüfften Zuhörern das kaum zu toppende Lernbeispiel mit den Fingern und den Zehen. „La fingero ist der Finger, la fingeroj sind die Finger. La pietfingero ist die Zehe, la pietfingeroj sind die Zehen. Logisch oder? fragt Neue lachend in die Runde. Nach der gleichen Logik heißt sana gesund, durch die Negativ-Vorsilbe „mal“ wird daraus im Handumdrehen malsana, also krank. Für das schließen/öffnen-Gegensatzpaar wenden Esperantisten dasselbe Schema an: fermi und malfermi. Während sich Französisch- oder Italienisch-Kundigen die Haare sträuben mögen und sie lieber aperti oder ouverti sagen, pocht Neue auf die reine Lehre und spricht von unnötigem Lernballast durch immer mehr Synonyme. In der Öffentlichkeit ist die Vorstellung weit verbreitet, Konversation klappe nur „mit dem Wörterbuch unterm Arm, und unsere Unterhaltungen erschöpfen sich in Ge-

ne eigene Literatur – das sei „noch so ein Ammenmärchen“, sagt von Wunsch-Rolshoven bei der am besten besuchten Diskussionsrunde. Und er weist darauf hin, dass solche Fehlinformationen von „interessierter Seite gezielt gestreut“ würden, von Dolmetschern, Übersetzern und Sprachlehrern, die kein Interesse an einer weiteren Ausbreitung von Esperanto hätten. In dem Klassenraum entwickelt sich eine muntere Debatte, ob die Einstufung als Freizeit- oder Feriensprache der tatsächlichen Bedeutung eigentlich gerecht werde.

Wie lebendig die angeblich tote Sprache sei, zeige sich nicht nur an mehr als 200 000 Wikipedia-Einträgen, sondern auch daran, dass laufend neue kreative Kosenamen entstünden, sagt einer. Zur bunten deutschen Esperanto-Community gehören Förster und Hochschul-Dozenten ebenso wie Stadtplaner, Lehrer, Programmierer oder Krankenpfleger. Ob man verrückt sein müsse, um Esperanto zu lernen, wird Gunter Neue manchmal gefragt. „Muss man nicht“, antwortet er dann, „aber es hilft.“

Wenig Grammatik, einfache Wortbildung

Erfinder und Begründer der „Plansprache“ Esperanto ist der polnisch-jüdische Augenarzt und Philologe Ludwik Lejzer Zamenhof (1859-1917). Esperanto gilt

wegen seiner wenigen Grammatik-Regeln und der einfachen Wortbildung als leicht zu lernen. Kurse zum Eigenstudium werden im Internet angeboten, Kurse von Volkshochschulen und Ortsverbänden des Deutschen Esperanto-Bundes. In ihm sind etwa 1600 Mitglieder organisiert.

Weltweit kommunizieren mehrere Millionen Menschen in 100 Staaten auf Esperanto. Von vielen Werken der Weltliteratur gibt es Übersetzungen, von Goethe und Shakespeare ebenso wie von Tolkiens „Herr der Ringe“. Unter den 20 000 Buchtiteln findet sich vermehrt auch Originalliteratur. (bk)

